

ASIATISCHE FACETTEN

Kapitel 9 – Vietnam

„Kuckucksuhren, Patina und Straßenrennen“

Der Bahnhof lässt nicht auf einen Grenzübergang zwischen dem riesigen China und Vietnam schließen, wirkt provinziell und verschlafen, so wie die Passagiere des Zuges. In einem kolonialen Bahnhofsgebäude warten Pass-, Visa- und Gepäckkontrolle sowie Geldumtausch. Zwischendurch ein starker, heißer Kaffee. Später stelle ich fest, dass ich den Wachmacher als erstes hätte trinken sollen, denn gewöhnlich wachen mein Misstrauen und Kontrollzwang erst nach mir auf. Mein Name wird gerufen, ich muss noch zum Fiebermessen, ein weiterer Dollar wird fällig. Die Vogelgrippe SARS, der momentane Albtraum in Südostasien, grassiert wieder und zwingt zu allerlei Vorsichtsmaßnahmen. Auffällig die Fixierung auf die Währung des ehemaligen Erzfeindes und mit welcher Routine und Selbstverständlichkeit der Dollar eingefordert wird. Glücklicherweise hat der Kaffee meine Temperatur nicht in Fieber verdächtige Höhen getrieben, das besorgt später aber die Überprüfung meiner Finanzen.

Mittlerweile wurde ein vietnamesischer Zug bereitgestellt, der wahrscheinlich so alt ist wie das Schienennetz aus der Zeit der Franzosen. Im Abteil ordne ich meine Papiere und das Bündel der Landeswährung Dong, welches mir der Umtausch meiner verbliebenen Hongkong Dollar einbrachte. Der enorme Wechselkurs macht einen schlagartig zum Millionär (1Euro = 16000 Dong). Meist sind Zehn- und Zwanzigtausend Dongscheine im Umlauf, und im Stress des Wechsels zwischen den verschiedenen Kontrollen habe ich nur die ersten zwei Stapel Geld durchgezählt und bin bei den weiteren, die vor mir aufgetürmt worden, äußerst nachlässig gewesen. Geldwechsel unter den Augen der Grenzbeamten bei drei freundlichen und später fröhlichen Damen, wer denkt da morgens um 6:00 Uhr an Abzocke? Wer denkt überhaupt morgens um diese Zeit? Fazit: 70 Euro Wegzoll oder Unaufmerksamkeitsgebühr. Am heutigen Heiligen Abend verbuche ich dies unter Geschenke und bin ab sofort bei jeder finanziellen Transaktion hellwach. Nach sieben Wochen auf Tour die erste Abzocke. Bitter, aber verdient. Good morning, Vietnam!

Etwas Schlaf nachholen, misslingt, da der Zug schaukelt, quietscht, rattert und Musik ähnlicher Lärm plärrt aus kaputten Deckenlautsprechern. Draußen geht über bewaldeter Hügellandschaft die Sonne auf, ich mache mich auf die Suche nach mehr Kaffee. Wer weiß, wofür der noch gut sein mag! In Vietnam, dem zweitgrößten Kaffeeproduzent der Welt, wird eine sehr spezielle Form der Zubereitung gepflegt. In ein hohes Glas kommt gezuckerte Milch, darauf wird der Alufilter mit dem gemahlene Kaffee gesetzt und darüber heißes Wasser gegossen. Ist dies durchgelaufen, umrühren und genießen. An sich mache ich mir nicht viel aus Kaffee, doch so weiß, süß und stark, dass trifft meinen Geschmack.

Kurz vor Mittag erreichen wir Hanoi. Empfangen von den üblichen „Verdächtigen“, die auch hier „verry cheap“ und „verry nice“ Hotels anbieten, gerate ich auf der Straße in ein Jagdgeschwader von Hunderten hupender Mopeds. Erst einige Tage später erschließt sich mir die geheimnisvolle Formel, nach der sich der Schwarm teilt, wenn man die Straße zu Fuß überqueren will. In der Altstadt finde ich recht schnell eine passende Unterkunft im Haus einer Großfamilie zu vernünftigem Preis. Der alte, dreistöckige Kasten hat Charme und neben mir schnarcht nachts die Großmutter und vor meiner Zimmertür spülen und kochen die jüngeren Frauen der Familie in der

Küche. Den Staub der langen Reise abspülen, Suppe essen und ausgiebiger Mittagsschlaf, so beginnt mein erster Tag in der Hauptstadt.

Am späten Nachmittag erster Erkundungsgang durchs Viertel. Viel koloniales Flair, Tausende Geschäfte, Mopeds, Restaurants und Garküchen. In einigen Straßen werden noch zusätzliche Verkaufs- und Imbissbuden aufgebaut, das Ganze bekommt Volksfestcharakter und der Verkehr zum Erliegen. Ein Stand mit dem Schild „Goethes Café“ offerierte eine recht zweifelhafte Spezialität Namens „Döner Kebab“. Ich halte das zunächst für eine Verwechslung oder einen Scherz, aber tatsächlich hängt da ein Spieß mit dem typischen, undefinierbaren Gemenge an Fleisch, auch Fladenbrot und Gemüse fehlen nicht. Dass diese kulinarische Entgleisung türkischer Arbeitsmigranten mich über Zehntausende Kilometer bis nach Südostasien verfolgt und unter dem guten Namen des Geheimrates verkauft wird, wirft ungläubiges Staunen und entsprechende Fragen auf, die mit dem Inhaber des Grillstandes leider nicht zu klären sind. In einem kleinen Laden abseits des Trubels bekomme ich dann eine Spezialität, die diesen Ausdruck zu Recht verdient.

Gesessen wird auf roten Plastikhockern an weißen Plastiktischen. Und die zumeist jungen Gäste fahren auch gleich mit dem Moped ins Lokal und parken neben den Tischen, da es auf den Straßen sehr eng zugeht. Das hört sich nicht besonders gemütlich oder einladend an, hat aber durchaus seinen Reiz. Serviert wird nur ein Gericht: Gegrillter Fisch mit weißen Nudeln, frischen Lauchzwiebeln, Erdnüssen und Dill. Dies wird verfeinert mit einer Soße aus Limettensaft, Chilis und Fischpaste, welche wiederum duftet, wie eine Mischung aus 100jährigem Käse und Fischkutter. Wem es gelingt, den strengen Geruch zu ignorieren, den erwartet eine delikate Mahlzeit. Ich kenne die würzige Soße bzw. Paste aus gesalzenem und fermentierten Fisch aus der thailändischen Küche und weiß deren kräftige Note zu schätzen. Nach der ersten Portion bekomme ich ungefragt eine weitere serviert, wahrscheinlich zu Werbezwecken, denn ich sitze recht auffällig als einziger Tourist in diesem Lokal und der Besitzer glaubt anscheinend, mein gesunder Appetit werde auch andere Reisende anlocken. Vielleicht ist er auch nur freundlich und freut sich, dass es mir schmeckt. Nach diesem üppigen Weihnachtsmahl lande ich beim Jazz. Die Bar ist gut besucht und das Publikum ebenso gemischt wie die Band. Vietnamesen spielen mit Westlern zusammen einen angenehmen Stil, das Saxophon klagt sich durch die Nacht und die Cocktails sind preiswert und gehaltvoll. 24:00 Uhr ist Schluss, staatlich verordnete Nachtruhe. Im Zimmer meines Gästehauses trinke ich eine letzte Flasche Bier und ein englischsprachiger Spielfilmkanal zeigt noch etwas Lustiges mit Robert de Niro. Leider zwingt mich ein Schnarcher nebenan, die Lautstärke so weit aufzudrehen, dass ich fürchte, sämtliche Schläfer im Haus zu wecken. Zwei Seiten meines Zimmers bestehen nur aus großflächig verglasten Holztüren mit Gardinen verhangen und am Kopfende des Bettes wurde eine Meter große, runde ehemalige Durchreiche mit Karton verschlossen und einem kitschigen Wasserfall-Poster verziert. Die Hellhörigkeit ist entsprechend groß. Morgens um sechs Geschirrkloppern auf dem Flur und das lustige Geschnatter junger Mädchen. Dann knattern noch zwei Mopeds aus dem Haus und ich bin voll da. Um diese Zeit aufstehen ist mein Ding nicht, aber vielleicht sollte ich mich dem hiesigen Rhythmus anpassen. An der Rezeption macht man sich über die Schlafgeräusche der Großmutter lustig und versichert mir, dass lautes TV-Schauen kein Problem sei. Auf der Straße treffe ich John wieder, den ich mit seiner Frau Megan im Zug nach Vietnam kennenlernte. Im Gegensatz zu mir, ist er ein leidenschaftlicher Frühaufsteher und erkundet gerade die Gegend. Wir verabreden

uns für den Abend. Ich mache mich auf den Weg zum Literatur-Tempel. Unterwegs sehe ich überall in kleinen Straßenrestaurants Vietnamesen beim traditionellen Frühstück. Pho heißt der Starter in den Tag und ist Nationalgericht. Nudelsuppe mit dünnen Streifen von Rind- oder Hühnerfleisch, eventuell einige Sojabohnensprossen und Lauch werden in heißer Brühe serviert und diverse frische Kräuter und Gewürze dazu gereicht. Koriander, Minze oder andere, mir unbekannte, aber sehr schmackhafte Blätter. Wegen der Vogelgrippe ist derzeit im Norden Vietnams kein Federvieh zu haben. Die Bekämpfung der gefährlichen Krankheit wird vom Staat sehr ernst genommen, also heute die Rindfleischvariante. Für die an sich kleinwüchsigen Vietnamesen sind die bunten Plastikhocker in den Garküchen schon nicht groß genug, doch als ich am Tisch Platz nehme, löst das allgemeine Erheiterung aus. Meine Knie ragen weit über die Tischkante hinaus und irgendwie habe ich Schwierigkeiten beim Sitzen auf diesem Spielzeugmobiliar. Damit ist der Kontakt hergestellt und ich werde ausgiebig befragt. Viele der überwiegend jungen Vietnamesen – 60% sollen unter 25 Jahren sein – sprechen Englisch. Die köstliche Nudelsuppe wärmt an diesem kühlen Wintermorgen - es hat derzeit nur acht Grad Celsius - herrlich auf, und wird in den nächsten Wochen immer wieder auf meinem Frühstückstisch stehen.

Doch nun zur Literatur. Denn eben dieser ist der Tempel in der Hua Hong, so der Straßename, gewidmet. Eine weitläufige, sehr gepflegte Tempelanlage empfängt mit viel Grün, Blütenpracht, Bonsaikunst und Weihrauch. Die Anlage wird auch Konfuzius-Tempel genannt und im „Heiligtum des Großen Erfolgs“, einer Tempelhalle, werden die Statuen des Meisters und seiner wichtigsten Schüler verehrt.

Im Garten wird auf 82 Gedenktafeln, die auf steinernen Schildkröten ruhen, an die Kandidaten erinnert, die hier zwischen 1442 und 1779 umfangreiche Prüfungen zum Staatsbeamten ablegten.

Gegenüber des Tempels wartet das Kunstmuseum mit kulturellen Schätzen, nur leider nicht an diesem Tag und so bummle ich weiter durch Hanoi, in permanenter Begleitung durch die allgegenwärtigen Mopeds. Hornissen gleich das Geräusch und bis der aggressive Ton nicht mehr als Bedrohung empfunden wird, braucht es seine Zeit. Dazwischen plötzlich Vogelstimmen, die man so gar nicht mit der Stadt in Verbindung bringen mag. „Kuckuck, kuckuck, ... und das auch noch mehrstimmig! Nicht etwa ein Vogelhändler, sondern ein Uhrenverkäufer, der Dutzende der Schwarzwälder Zeitmesser im und vor seinem Laden hängen hat. Aus Plastik, Holz, schlicht oder kunstvoll verziert, alles abgekupfert, warten preiswert auf Liebhaber. Sobald er mich als Deutschen enttarnt, steht für den Geschäftsinhaber fest: „You must have this!“ Mir fehlen Geduld und die richtigen Worte, um zu erklären, dass nicht jeder Germane Kuckucksuhr und Schäferhund sein Eigen nennen muss und flüchte mich in die Lüge, bereits bestens ausgerüstet zu sein. Bei den Künstlern ein paar Straßen weiter zieht diese Argumentation nicht mehr. Wer hat schon einen Picasso, Dali, Van Gogh oder Klimt zu Hause hängen? Täuschend echte Kopien, mit Akribie gemalt und legal als solche verkauft, finden große Künstler den Weg in die Wohnzimmer dieser Welt. Ab 50 Dollar wird man zum Besitzer sonst unerschwinglicher Kostbarkeiten der europäischen Kunstgeschichte. In einigen Galerien darf den Künstlern bei der Arbeit über die Schulter geschaut werden und während Mona Lisa ihr geheimnisvolles Lächeln erhält, blühen auf anderen Leinwänden Vincent's Lilien und Sonnenblumen oder nehmen die surrealen Landschaften des großen Katalanen Gestalt an. Einige Straßen weiter folgen zahlreiche Kunstgalerien, die Zeitgenössisches aus Vietnam

anbieten. Ich entdecke Bilder, die mir auf Grund ihrer leuchtenden, prallen Farben und den reduzierten Darstellungen bereits in Hong Kong's Kunstszene aufgefallen sind. In unmittelbarer Nähe eines weitläufigen Platzes wieder ein Stück altes Europa. 1901 wurde nach dem Vorbild der Pariser Oper hier eine etwas verkleinerte Version erbaut. Jahrelang als Demonstrations- und Versammlungsort zweckentfremdet, erstrahlt sie heute in renovierter Pracht. Auf dem Weg in die Altstadt komme ich am Hoan-Kiem See vorbei. Direkt im Zentrum der Stadt liegt der „See des zurückgegebenen Schwertes“ als beliebter Treffpunkt für Liebespaare und solche die es werden wollen. Jung und Alt flanieren hier allabendlich, es gibt neben mobilen Friseurständen Süßes und Würziges zum Knabbern, Luftballonverkäufer bieten Gasgefülltes, das zum Entsetzen einiger Kinder beim Loslassen in den Himmel entschwindet, und der Schildkrötenturm sowie der Tempel des Jade-Hügels ziehen Touristen und Einheimische an. Und dann treffe ich Th Ha. Ihr strahlendes Lächeln erreicht mich aus weiter Entfernung. In einer kleinen Straße steht sie vor einem alten Haus und wirbt für das Restaurant im ersten Stock. Wundervoll verhüllt im Ao Dai, das traditionelle Nationalkleid der Vietnamesinnen. Lange weite Hose, darüber ein seitlich geschlitztes, knielanges Oberteil, oft aus Seide oder dünnen, luftigen Stoffen. Erotischer kann Frau sich kaum verhüllen.

Wir verstehen uns auf Anhieb und sie erzählt mir von ihrem Studium, ihrem Englischunterricht, den Bemühungen dies zu finanzieren und ihrem Freund, der oben kellnert. Soviel Charme will ich nicht widerstehen und balanciere über knarrende Holztreppe nach oben. Der untere Bereich des ehrwürdigen Gebäudes ist eine Baustelle, weil gerade restauriert wird, doch den Restaurantbetrieb beeinflusst dies nicht. Die Einrichtung ist so abgenutzt und bejährt wie das Haus und gleich neben dem Eingang stehen in Holzregalen große Flaschen mit in Schnaps eingelegten Schlangen, Kräutern und Skorpionen. Stärkt das Herz und soll wohl auch nachlassender Potenz auf die Sprünge helfen. Daneben der kleine Hausaltar. Räucherstäbchen würzen die Luft und kleine Geschenke, Blumen sowie verschiedene Früchte und Reis besänftigen die Geister der Ahnen. Obwohl der Laden sich an den Wünschen westlicher Backpacker orientiert, kommen aus der Küche auch heimische Spezialitäten, das Personal ist äußerst zuvorkommend, um Aufmerksamkeit bemüht. Unschlagbar der Blick von der Terrasse auf das Markttreiben in der Gasse unter mir! Später kommen John und Megan noch hinzu, wir essen gemeinsam, genießen einige Cocktails und sie erzählen von ihrem langjährigen Aufenthalt in Japan. Später beginnt es sanft zu regnen, ein uralter Bob Dylan-Song klingt leise aus dem Boxen, die Straßen leeren sich, Ruhe kehrt ein. Gegen Mitternacht ein letzter Drink und in meiner Unterkunft erwartet mich die schnarchende Großmutter.

Die nächsten Tage weint der Himmel die meiste Zeit. Nachdem ich in ein ruhigeres Hotel gewechselt bin, ordne ich meine Reisetagebücher, lasse Wäsche waschen und reparieren, spaziere durch das verregnete Hanoi und verkoste die vietnamesische Küche. Mild gewürzt kommt sie auf den Tisch, wobei auf Frische aller größter Wert gelegt wird. Nudeln und Reis sind ein wesentlicher Bestandteil jeder Mahlzeit und Suppen dürfen ebenfalls nie fehlen. Knoblauch, Ingwer, Limetten, Minze, Koriander und andere frische Kräuter geben den Speisen das spezielle Aroma. Das Gemüse immer knackig gegart, wird aber auch oft mit einzelnen Blattkräutern roh dazu gegessen. Viel Fisch und Meeresfrüchte, Geflügel, Rind und Schwein liefern das Fleisch. Vor Köstlichkeiten wie Hund, Schlange, Entenfüße oder Ähnlichem muss der Reisende sich nicht fürchten. Da diese regionalen Spezialitäten selten und teuer sind,

werden sie nur in ausgesuchten Restaurants serviert und niemandem ahnungslos untergejubelt. Unerlässlich für jede Mahlzeit ist Nuoc mam, vergorene Fischsoße. Zu deren Gewinnung werden gesalzene Sardellen einige Monate in Holzfässern eingelegt und der durch die Vergärung entstehende Saft anschließend gefiltert und in Flaschen gefüllt. Wie auch bei Essig und Sojasoße gibt es diverse Geschmacks- und Qualitätsunterschiede. Die in ganz Südostasien verbreitete Soße ist für Westler, ihres starken, salzigen Fischgeschmacks und Geruchs wegen, äußerst gewöhnungsbedürftig, bildet aber einen angenehmen Kontrast zu den fein abgeschmeckten Speisen. Ich kenne diese Würze von früheren Reisen in Thailand und war sofort ein Fan. Mit Zucker, Limettensaft, Chili oder Knoblauch vermischt, dient die Würzmischung ebenfalls als Dip für verschiedene Snacks. Eine weitere kulinarische Bereicherung ist das frische Obst, bekannt oder exotisch, welches überall angeboten wird.

In einer der vielen kleinen Garküchen in der Nachbarschaft lerne ich Hung kennen, ein junger Mann, der sich sein Studium mit einem Antiquariat finanziert. Dabei hat er sich auf Fremdsprachiges der durchziehenden Reisegemeinde spezialisiert. Englische, französische, deutsche und japanische Bücher machen den größten Teil seines Angebotes aus. Sein Studium befasst sich mit Ökonomie, Betriebsführung, Wirtschaft und begeistert erzählt er mir von den Möglich- und Schwierigkeiten der Marktwirtschaft seines Landes. Er sprüht vor Ideen, ist hoch motiviert und wird es schaffen, da ist er sicher und ich ebenfalls. Zuerst möchte er im kommenden Jahr seine langjährige Freundin heiraten. Er zeigt mir ein Foto und ich verstehe sofort. Sie ist wunderschön! Dank Hung habe ich nun wieder deutschsprachigen Lesestoff und verbringe Stunden im Bett oder Cafés mit der unterhaltsamen Lektüre von T.C. Boyle und den Geheimnissen des Küchenchefs Anthony Bourdain, dazu vietnamesischer Rotwein.

Ein Artikel einer englischsprachigen Tageszeitung aus Hanoi beweihräuchert ein Restaurant, dass eine gelungene Fusion mediterraner und vietnamesischer Küche auf den Tisch zu bringen pflegt. Umgehend mache ich mich auf die Suche nach dem gepriesenen Herd und werde in einer restaurierten Villa Anno 1928 fündig. Ein geschmackvoll begrünter Innenhof lädt zum Verweilen ein, die Speisekarte verrät Einfallsreichtum, und signalisiert leider auch gleich die Habgier der Betreiber. In diesem Fall Franzosen. Alles ist in US \$ ausgepreist, wahrscheinlich um dem Schock vorzubeugen, den sechsstellige Dong-Beträge verursachen würden. Vogelgezwitscher, ein Wasserspiel, liebevoll arrangierte Orchideen und aufmerksames Personal, alles sehr vielversprechend. Meine Entscheidung fällt zu Gunsten oder Ungunsten, dies hängt vom Betrachter ab, von Krebsfleisch auf einem Gemüsebett. Als serviert wird, bin ich geneigt zu lachen, doch das bleibt mir im Hals stecken. Ein „Krebsleinchen“, dass in einer Espressotasse genügend Platz gefunden hätte, ruht auf einem Klecks pürrierter Früchte. Damit es sich auf der riesigen leeren Platte nicht fürchtet, hat der Küchenkünstler es noch mit einer halbierten Cocktailtomate und einem Zweiglein Dill dekoriert. Das sieht nicht schlecht aus, doch wo ist mein Essen? Nicht einmal als Vorspeise wäre dies tauglich. Obwohl ich mir Zeit lasse, diese überteuerte kulinarische Köstlichkeit zu genießen, ist nach drei Minuten alles vorbei, drei Minuten später habe ich bezahlt und nach weiteren drei Minuten muss ich mir in meinem Stammlokal den Vorwurf anhören, warum ich dem „Frenchman“ meine Dollars in den Rachen geworfen habe. Allerdings sind sie bald versöhnt, denn der Koch bekommt noch reichlich zu tun. Am Abend lerne ich Herrn Lai Dien Dam kennen. Schwarzweiß-Fotos im Schaufenster seines Ladens erregen meine Neugier. Abzüge

von hoher Qualität und Brillanz, durchdachte Bildkompositionen, da muss ein Meister am Werk sein! Und er begrüßt mich persönlich beim Betreten seiner Galerie. Tee wird gereicht, wir unterhalten uns ein wenig und ich betrachte Dutzende hervorragender Fotos. Der Endfünziger ist ruhig, zurückhaltend, bescheiden. Sein Werk, mit zahlreichen internationalen Preisen geadelt, ist ein Kaleidoskop Vietnams. Zahllose Facetten des täglichen Lebens, Landschaften und Porträts spiegeln Ruhe, Gelassenheit und Frieden, die als Fotograf nur festhalten kann, wer seine Mitmenschen und Arbeit liebt.

Einen Tag vor Silvester ist es soweit. Die Wetterprognosen für die nächsten Tage sind vielversprechend, deshalb mache ich mich auf den Weg zur Halong Bay. 160 Kilometer östlich der Hauptstadt liegt das Weltnaturerbe. 3000 zum Teil bizarre Insel- und Felsformationen auf 1500 qkm direkt vor der Küste.

Im Bus meist Touristen, die gleich eine der vielen Kompletttouren ab Hanoi gebucht haben und sich nun mit Erwartungen und Bedenken tragen. Im Hafen von Halong werden sie abgeladen, auf die Boote gebracht, mit denen sie für ein, zwei Tage Runden durch den Nationalpark drehen. Hunderte Reisende warten oder drängeln mit ihren oft überdimensionierten Rucksäcken auf die Schiffe. Ich dachte eher an leise Ausflüge durch diese romantische Inselwelt und verlasse den hektischen Ort. Erst einmal in die nächste Garküche. Bei einer Nudelsuppe und kühlem Bier die Gedanken ordnen. Als ich mich eine Stunde später auf den Weg mache, eine Unterkunft zu suchen, liest mich Herr Nanh auf. Ja, er habe ein ruhiges Hotel, ja, auch ein Boot wird er organisieren und wie praktisch, mit seinem Moped bringt er mich sofort dahin. Vor Ort beweist er Führungsqualitäten. Auf seine kurzen Anweisungen huschen zwei Frauen wieselflink durchs Haus. Das Zimmer wird präsentiert, Gepäck geschleppt, während er nach einem Schiff telefoniert. Ich habe freie Zimmerwahl, denn das Hotel ist leer. Um diese Zeit wenig Gäste, klagt er. Die meisten Touristen übernachten auf den Ausflugsboten und für die Einheimischen hat Silvester wenig Bedeutung, da in Vietnam das Neujahrsfest erst einige Wochen später gefeiert wird. Ein Boot ist gefunden und nun wird die Tour sowie der Preis verhandelt. Es ist 12:00 Uhr, die Zeit reicht noch für eine sechsstündige Fahrt, doch kostet es etwas mehr als üblich, wenn ich das Schiff für mich allein haben will. Will ich und für meinen Frieden zahle ich gern extra. Wir düsen mit seiner Honda wieder zurück zum Hafen und dort liegt eingekleimt zwischen vielen anderen Schiffen die „Thanh Nien 02“, was „Jugend“ bedeutet. Die hat der Kahn allerdings hinter sich, ebenso wie die Besatzung und der Passagier. Ich werde in die Obhut des Kapitäns und seines Gehilfen übergeben und schon beginnen die beiden, das etwa 14 Meter lange Holzboot aus der Verkeilung der umliegenden Schiffe zu befreien. Mit Hilfe des Schiffsdiesels, langer Stangen, Fußtritt und lauten Rufen schiebt sich das Boot langsam aus dem Hafen. Ich soll mich in die rundherum verglaste Kajüte setzen. Zwölf gut gepolsterte Sitzbänke mit kleinen Tischen davor bieten reichlich Platz, ich bekomme ein kaltes Bier, darf zuschauen. Souverän handhabt der Kapitän das Steuerrad direkt hinter den Sitzbänken, während sein Helfer herumwirbelt, schiebt, Kommandos schreit, Leinen einholt, nach unten zum Motor klettert – das alles mit ruhiger Routine und charmanter Lässigkeit. Nach 40 Minuten ist die Küste nur noch ein schmaler Strich und wir erreichen die ersten Inseln. Zeit für weiteres Bier und gemeinsame Zigaretten. Die Verständigung ist schwierig, nur einige Brocken Englisch, viel Zeichensprache und guter Wille. Wenn ich die beiden richtig verstanden habe, werde ich eine Höhle besuchen, wir wollen Fisch kaufen, essen, durch die Inselwelt fahren und gegen 18.00 Uhr wieder in der Stadt sein. Mir ist alles

recht. Das Meer liegt glatt und der „Ort, an dem der Drachen ins Meer stieg“, so die Legende, präsentiert sich bei bestem Wetter. Bizarre Felsformationen aus Kalkstein ragen bis zu 200 Metern aus türkisblauem Wasser. Fischer gaben den Felsnadeln und Karstkegeln wegen der Ähnlichkeiten Namen wie: „Teetopf“, „Hund“, „Jungfrau“ und „Kämpfende Hähne“.

Zielstrebig steuern wir eines von 300 Hausbooten an. Hier leben Familien in kleinen Häuschen auf Pontons aus Holz und Bambus vom Fischfang und der Zucht. Unter ihren schwimmenden Unterkünften wachsen in Tanks und Käfigen Krebse, Langusten, Fische und Muscheln heran. Meine beiden Begleiter haben außer dem Einkauf noch anderes im Sinn. Die Fischersfrau, die wir besuchen, ist in den besten Jahren und lebt allein, da ihr Mann vor langer Zeit auf dem Meer verscholl. Zuvor nach meinem Familienstand befragt, gab ihnen mein „noch ledig sein“ mit über 40 Jahren sicherlich einige Rätsel auf und nun soll ich unter die Haube gebracht werden. Keine Chance! Ich will nicht! Wir haben trotzdem viel zu lachen, scherzen und erfrischen uns mit kalter Limonade. Nachdem uns die lustige Fischerin einige besonders dicke Krebse und Garnelen aus ihren Aufzuchtbecken gefischt hat, bietet mir der Kapitän an, mich über Nacht bei ihr zu lassen. Zur Probe, wie er versichert. Wieder allgemeine Heiterkeit. Ein Kanister mit Treibstoff wird zurückgelassen, wahrscheinlich die Bezahlung für das Meerestier. Dann laufen wir eine Insel an, auf der ich eine Felsenhöhle besichtigen soll, derweil sie im Hafen auf mich warten. Dort liegen etliche andere Boote und Besucher strömen über eine steile Treppe einer gewaltigen Felswand zu. Der senkrecht aufragende Monolith, mit tropischen Pflanzen üppig bewachsen, mitten im chinesischen Meer, lässt mich an Seeräuber und die Schatzinsel denken. Die Stimmung wäre perfekt, gäbe es da nicht Hunderte Besucher, die jeden ihrer Gedanken und Eindrücke ungefiltert in die Landschaft posaunen. Man kann nicht immer alles haben. Von oben eröffnet sich ein phantastisches Panorama über die nahe gelegenen Inseln und Felsen. Das Ganze wirkt tatsächlich, als hätte ein Riese oder Drachen einen gewaltigen Felsen in tausend kleine Brocken zerschlagen und diese im Meer liegen lassen. Die Höhle selbst hat kathedrale Ausmaße, ist angenehm kühl, farbig illuminiert und wirkt durchaus märchenhaft. Tonnenschwere stehende und hängende Tropfsteine erwecken den Anschein von Fabelwesen. Die weiträumige Höhle durchqueren wir auf gesicherten Wegen, an deren Rand Pingvine aus Blech Mülleimerdienste verrichten.

Nach einer Stunde bin ich zurück auf unserem Schiff und wir verlassen eilig den Trubel. Während ich unterwegs war, hat meine „Besatzung“ ein Mahl gezaubert. Frisch gekochte Krebse und Garnelen, Reis und äußerst aromatische Blätter, die an Rauke oder Löwenzahn erinnern. Wir treiben übers Meer und die einzigen Geräusche sind das Knacken der Krebspanzer und unser Schmatzen. Köstlich!

Langsam fahren wir Richtung Küste und sind kurz vor der Dämmerung wieder an Land. Der Hotelbesitzer, übers Handy verständigt, wartet schon und bringt mich wieder ins Hotel. Welch ein Service! Und weil es so gut war, buche ich das Schiff für den ganzen nächsten Tag.

Der beginnt mit süßem Kaffee und der obligaten Nudelsuppe, dann liefert mich Herr Nanh am Pier ab, und der Kapitän hat sofort Vorschläge für eine spezielle Tour. Erstmal raus aus dem Fahrwasser der Touristenboote, obwohl deren Anzahl sich zu früher Stunde in Grenzen hält. Der Himmel liegt heute bleigrau über der Bucht, das Wasser spiegelglatt, Fernsicht gleich Null. Allmählich tauchen aus dem morgendlichen Dunst die ersten surrealen Felsformationen auf, gleiten an uns vorüber und

verschwinden hinter Nebelschleiern. Dazu die Stille, der Schiffsmotor tuckert nur ganz leise. Auch meinen beiden Begleitern ist die Faszination anzusehen, obwohl sie diese Stimmung sicherlich einige hunderte Male erlebt haben. Geheimnisvoll, ja mystisch, wirkt die Landschaft im diffusen Morgenlicht. Ein größeres Eiland wird angelaufen, wieder mal eine Höhle. Vor deren Eingang klagen mir zwei Frauen aus Wuppertal vom mangelnden Service und Komfort ihrer 3-Tages-Tour. Zufrieden mit meinem Alleingang und angesichts der geschilderten Missstände, belasten mich meine Extra-Tour-Dollars kaum. Der hohle Fels erweist sich als noch monumentaler und bunter als der vom Vortag. Allerdings verhält es sich nach dessen Begehung wie mit chinesischem Porzellan. Schön, weil selten, aber auf Dauer langweilig, wegen frappierender Ähnlichkeit. Zurück an Bord hat die Besatzung Verständnis, dass mein Bedarf an farbig ausgeleuchteten und erschlossenen Grotten gedeckt ist. Hon, mittlerweile merke ich mir den Namen des Kapitäns, denkt an frische Muscheln und etwas Bier. Sein breites Grinsen bei diesem Vorschlag könnte auch meines sein und weiter geht es. Zwischen beängstigend beieinander stehenden Felsen hindurch, vorsichtig navigierend, tasten sich die beiden in entlegenste Winkel des Archipels. Am Bug des Schiffes sitzend, staune und genieße ich. Plötzlich tauchen neben uns zwei Frauen auf. Ihr schwimmender Untersatz ähnelt einem Einkaufskorb ohne Henkel. Gekonnt manövrieren sie das Boot längsseits, ab sofort bin ich Thema ihrer Unterhaltung. Den vielsagenden Blicken und ihrem Lachen nach zu urteilen, werden wahrscheinlich gerade meine persönlichen Eckdaten weitergegeben, bis mir der Kapitän erklärt, dass die Schwestern noch unverheiratet sind. Wir wollten aber frische Muscheln und keine Kuppelei. Letztlich erinnert man sich meiner Abneigung gegen spontane Eheschließung und kommt zum Geschäftlichen. Ein großer Topf wird mit Muscheln gefüllt, die die Frauen am Morgen aus dem Meer geholt haben. In ihrem schwimmenden Kramladen gibt es Kekse, Nähzeug, Zigaretten, Instantsuppen, Chilisoßen, Angelzubehör, Batterien und was man sonst noch auf hoher See braucht. Wir haben alles. Während die beiden lustigen Fischerinnen laut lachend weiter paddeln, steuern wir eine Bucht an, die von allen Seiten durch hohe Kalksteinfelsen umschlossen wird. Nur eine schmale Passage gewährt Zugang zur offenen See. Auf den Felsen wuchert tropisches Grün, Seevögel kreisen über uns, die perfekte Kulisse für einen Piratenfilm. Wir werfen den Anker, Reis und Muscheln werden gekocht, Bierdosen zischen beim Öffnen. Wir sprechen wenig, auch meine Begleiter scheinen die Ruhe zu genießen. Die Muscheln schmecken köstlich, wobei die Seebären einen Bierdurst entwickeln, der der Seefahrt abträglich ist. Als wir nach zwei Stunden auslaufen, um zwischen den Inseln zu kreuzen, ist der Kapitän müde und legt sich schlafen. Das Steuerrad dreht nun der Gehilfe, ich habe es mir ebenfalls bequem gemacht und lasse die Inselwelt an mir vorüberziehen. Nach einer Weile wird der Motor immer leiser, wir verlieren an Fahrt und als ich nach hinten schaue, steht der Steuermann schlafend an seinem Arbeitsplatz. In dem Moment stottert der Motor noch einmal auf und steht dann still. Die beiden Männer sind schlagartig hellwach. Erst herrscht Ratlosigkeit, dann Versuche den Motor neu zu starten, und prüfende Blicke um das Schiff herum. Die Diagnose, wir sitzen auf einer Sandbank fest! Am frühen Nachmittag herrscht Ebbe, und anstatt das ihnen bekannte, flache Gebiet zu umfahren, sind wir direkt hinein gesteuert. Mit einer langen, kräftigen Bambusstange versuchen sie uns aus den Untiefen zu staken, leider setzt sich das Schiff immer wieder fest. Beunruhigt scheinen sie nicht zu sein, lachen sogar zeitweise und erklären mir, ich solle mir keine Sorgen machen, wenn das Wasser steigt, kommen wir

wieder frei. Also Warten. Die Mannschaft trinkt jetzt Kaffee, ich bleibe beim Bier. Schließlich ist Silvester – und das auf einer Sandbank. Das muss begossen werden. Wir sitzen schweigend, rauchen, blicken aufs Meer. Nur die Bordratte wird langsam unruhig, rennt zwischen meinen Füßen durch und aufgeregt übers Deck. Meine Begleiter finden das lustig. Spätere Versuche durch nochmaliges Staken und mit Hilfe des Motors frei zu kommen, scheitern ebenfalls. Als es zu dämmern beginnt, ziehen beleuchtete Fischerboote und Ausflugsdampfer in weiter Ferne an uns vorüber in Richtung Hafen. Halong City, mittlerweile beleuchtet, ist etwa drei Seemeilen entfernt. Dann wird es dunkel. Beim nächsten Versuch ist endlich genug Wasser unterm Kiel, wir machen wieder flott. Das wird mit freudigem Hallo begrüßt und, wie nicht anders zu erwarten, mit weiterem Gerstensaft. Leider habe ich im Laufe des Nachmittags die Kühlbox kräftig geleert, weshalb sich die beiden zu ihrer großen Verblüffung die letzte Dose teilen müssen. Dies kann unserer Sicherheit nur dienlich sein, denn jetzt ergibt sich das nächste Problem. Das Schiff ist für Fahrten bei Dunkelheit nicht ausgerüstet. Weder Scheinwerfer noch Positionslampen an Bord, lediglich eine kahle Glühbirne spendet etwas Licht überm Steuerrad. Auch auf Taschenlampen wird verzichtet. Groß ist die Freude, als ich meine Stirnlampe aus dem Rucksack krame. Der Kapitän verliebt sich sofort in das Ding, bekommt es nicht mehr vom Kopf, womit das Schicksal des Lichtspenders besiegelt ist. Nach äußerst vorsichtigen Manövern erreichen wir schließlich den Hafen, ich hinterlasse noch einige Dollars für die geleerte Kühlbox und die delikaten Meeresfrüchte, und begeben mich auf die Suche nach einer geeigneten Lokalität, um das Jahr ausklingen zu lassen. Derer gibt es viele, aber in den meisten herrscht gähnende Leere, da, wie schon erwähnt, Silvester für die Vietnamesen kaum Bedeutung hat. „Tet“, so heißt hier das Neujahrsfest, wird nach dem Mondkalender bestimmt, findet irgendwann zwischen Mitte Januar und Februar statt und dauert dann gleich drei Tage.

Entlang der Uferpromenade herrscht rege Bautätigkeit. Bestrebt, die Stadt nach mediterranem Vorbild zu verunstalten, wuchern mächtige Betonklötze, als Hotels getarnt, Spielkasinos und allerlei andere Unterhaltungseinrichtungen sind im Wachsen. Nur: Wer will es den Menschen hier verdenken? Man wittert das ganz große Geschäft, endlich richtig Geld verdienen, Wohlstand und Zukunftsperspektiven. Bleibt nur zu hoffen, dass die romantische Bucht den einsetzenden Massentourismus irgendwie verkraftet und übersteht.

In der Nähe meines Hotels werde ich dann doch noch fündig. Der Laden ist mit Einheimischen gut besetzt, was in den meisten Fällen für die gute Qualität der Küche spricht. Ich werde nicht enttäuscht. Mit Fisch vom Grill und anderen Köstlichkeiten klingt für mich das alte Jahr aus. Ich verziehe mich dann mit einer Flasche vietnamesischen Rotwein auf mein Zimmer. Der Stoff kommt aus Da Lat. Einst von den Franzosen als Erholungsort ausgebaut, erfreut sich der Ort in den Bergen nördlich von Saigon bis heute wegen seines frischen Klimas als Erholungs- und Ausflugsziel großer Beliebtheit. Anscheinend haben die Kolonialherren neben dem Baguette auch die Kunst der Weinherstellung zurückgelassen. Was die Vietnamesen daraus gemacht haben, schmeckt ganz ordentlich.

Am Neujahrmorgen werde ich wieder pünktlich geweckt und zwar von den markerschütternden Schreien des schwarzen Vogels, der in einer großen Voliere im Treppenhaus wohnt. Dank seiner lautstarken Art, den Tag zu begrüßen, stehe ich 7:00 Uhr am Busbahnhof und falle in die Hände eines Jungen, der verstanden hat, dass Service eines der wichtigsten Gesetze des freien Marktes ist. Wo ich denn hin wolle?

Selbstverständlich fährt er nach Hanoi, bringt mich zum Ticketschalter und dann zum Bus. Das Gefährt verdient auch diese Bezeichnung, ist blitzsauber, ich bekomme ein eingeschweißtes Erfrischungstuch, eine Flasche Mineralwasser und einen Platz ganz vorn mit viel Beinfreiheit. Falls ich noch irgend etwas bräuchte, solle ich mich vertrauensvoll an ihn wenden. Brauche ich: Etwas Kaffee vielleicht – langsam werde ich süchtig nach dem Zeug, Obst oder etwas Süßes. Kein Problem! Als wenig später der Bus abfährt, werden mir ein Becher des zuckersüßen Wachmachers, eine Tüte Mandarinen sowie zwei Gebäckstücke durch das Fenster gereicht. Die zwei Dollar, die dafür fällig werden, hat er sich wahrhaftig verdient. Während der Fahrt, erledigt er mit unglaublichem Elan und Autorität seinen Job. Durch die geöffnete Tür Zielorte ausrufen und weitere Fahrgäste chartern, ihr Gepäck verstauen, Plätze zuweisen, Erfrischungen verteilen. Zwischendrin hockt er auf einem winzigen Klappstuhl neben meinem Sitz, probiert sein selbst erlerntes Englisch aus und hält dabei meinen Arm. Wahrscheinlich, um den anderen Fahrgästen zu zeigen, wie vertraut er mit dem einzigen westlichen Fahrgast ist. Das den Fahrer selbst aber der Irrsinn gepackt hat, wurde mir wohlweislich verschwiegen. Nach einer Weile setze ich mich vorsorglich nach hinten. Das ändert zwar nichts an unserer lebensbedrohlichen Situation, doch ich muß dem Wahnsinn ja nicht auch noch ins Angesicht schauen. Zwei Wochen später weiß ich, dass dieser Fahrstil symptomatisch für Berufskraftfahrer in Vietnam ist. Rasen, dass es Schumi schlecht werden würde, lautes Hupen, Drängeln, riskantes Überholen an den unmöglichsten Stellen, und alles was weniger oder gar keine PS hat, von der Straße fegen. In einem kleinen Dorf fliegt plötzlich etwas gegen den Bus. Scharfes Bremsen und der Fahrer stellt mit seinem Helfer zwei Jungen nach, die eilig zwischen den Hütten verschwinden. Andere Autos halten an, Leute laufen zusammen und dann werden die Übeltäter an den Ohren herbei geschleift. Sie jammern und winden sich, werden lauthals beschimpft und vor allen Zuschauern „abgewatscht“. Die peinliche öffentliche Bloßstellung wird hoffentlich verhindern, dass sie weiterhin der Unart frönen, vorbei fahrende Autos und Züge mit Steinen zu attackieren. Unterwegs passieren wir eine Gegend, die der Kohleabbau flächendeckend verunstaltet hat. Überall Berge von Brennstoff und eine schwarzgraue Patina liegt wie ein schmutziges Tuch über allem. Im Vorbeifliegen fallen mir auch immer wieder Käfige auf, in denen rotbraune Hunde gehalten werden. Die Geste meines Nachbarn dazu ist eindeutig. Essen. Hier wird sie gezüchtet, diese „Delikatesse“, die mir in den Straßen Hanois gelegentlich auffiel. Geräuchert, einem Spanferkel nicht unähnlich, als Auslage vor speziellen Läden.

Auffallend die zahlreichen W50-LKW aus DDR-Produktion, die teilweise noch die Beschriftungen volkseigener Betriebe tragen.

Bei der Ankunft in Hanoi hat der Himmel abermals seine Schleusen geöffnet. Nach der kurzen Fahrt mit einem Mopedtaxi vom Busbahnhof ins Altstadtviertel habe ich keinen trockenen Faden mehr am Leib und hinterlasse in der Hotellobby eine beachtliche Pfütze. Der Manager prognostiziert ein Andauern der Sintflut für die nächsten Tage, weshalb ich gleich meine Flucht Richtung Süden plane und nur für eine Nacht buche. Ich speise im Restaurant nebenan, sichte später noch meine E-Mails aus der Heimat. Es wird mir geraten, in den Tropen zu bleiben, da Deutschland derzeit im Schnee versinkt. Nichts lieber als das! Den Rest des Tages verbringe ich ruhend im Zimmer. Da mir der Lesestoff ausgegangen ist, lockt die Geisel der Fernbedienung. Vietnamesische TV-Unterhaltung ist von wenigen Werbespots verseucht, ich befürchte aber, dass sich dies bald ändern wird. Neben einem französischsprachigem Kanal gibt

es die Sender HBO und Star Movie, die ohne Werbeunterbrechungen Spielfilme zeigen, meist aus amerikanischer Produktion. Außerdem National Geographic- und Discovery-Channel. Gerade läuft eine Dokumentation mit einem ziemlich durchgeknallten australischen Experten, der leicht bekleidet durch tropischen Urwald stürzt und alles, aber auch alles anfassen muss, was da kreucht und fleucht. Schlangen, Echsen, Frösche in allen Größen, kleine Säugetiere und allerlei Insekten. Das treibt sicherlich die Einschaltquoten in die Höhe, aber ich befürchte, dass bei dieser Art der Naturbeobachtung spontane Absetzung der Sendung droht, weil der Typ sich im Tier vergriffen hat. Monate später erliegt der Experte dem Kontakt mit dem Stachel eines Rochens.

Auf Deutscher-Welle-TV versucht meine Kanzlerin in ihrem ganz persönlichen Stil anlässlich des Jahreswechsels, ihrem Volk Mut zu machen und empfiehlt selbstredend, den Gürtel noch enger zu schnallen. Auf Grund ihrer Mimik und der flehentlich vorgetragenen Worthülsen drängt sich mir allerdings das Gefühl auf, es handelt sich um eine Comedy-Show.

Am Abend sitze ich unten im Hotel und versuche dem Studenten, der dort die Nachtwache schiebt, bei seinen englischen Hausaufgaben zu helfen. Wir schauen hinaus, in die vom Regen leergespülte Gasse, gelegentlich huscht jemand vorbei, meist in Plastik verhüllt. Wir bestellen uns Bier aus der Kneipe gegenüber. Ich habe ihn eingeladen und für einige Zeit lässt er sich gerne von seinen Studien ablenken.

Er berichtet mir von den schwierigen Umständen seines Studiums, den sozialen Problemen. Erneut bin ich fasziniert vom Willen, dem Enthusiasmus und seinem festen Glauben, alle Hindernisse zu überwinden, um sich eine gesicherte Existenz und Perspektiven für seine Familie und sein Land zu erarbeiten. Soviel Positivismus tut gut und ich hätte gern etwas von seiner Energie und Zuversicht.

Spät in der Nacht bringt ein TV-Sender eine Dokumentation sowie sämtliche, jemals aufgezeichnete Boxkämpfe von Muhammed Ali. Obwohl Faustkampf nicht zu meinen favorisierten Sportarten zählt, fasziniert dieser Kämpfer und sein politisches Statement. Bis 3:00 Uhr halte ich aus, dann ist der Schlaf stärker als der Boxer.